

Jörg Ewertowski

Vom Autor der Schicksalsschrift

Reinkarnation und Selbsterkenntnis

Als Rudolf Steiner den Reinkarnationsgedanken ins Bewusstsein seiner Zeitgenossen zu heben begann, galt es vor allem dem Einwand des Irrationalismus und der Unwissenschaftlichkeit zu begegnen. Heute ist es zudem erforderlich, einen entgegengesetzten Einwand zu entschärfen, nämlich den, dass der Karmagedanke zu einer unangemessenen und naiven Rationalisierung der Schicksalsereignisse verführt. Hier gilt es, ein Gleichgewicht zu finden, das vor zwei tatsächlich bestehenden Verfehlungsmöglichkeiten bewahrt. Dazu müssen wir über den euklidischen Verstand hinaus zum Bewusstseinsseelenniveau der Selbsterkenntnis aufsteigen.

Wer das Lesen erlernt, betritt eine neue Welt. An der Stelle einer verständnislosen, bloß ästhetischen Wahrnehmung von aneinander gereihten Schriftzeichen entdeckt er eine Botschaft, einen Sinn. Den Vorgang des Lesen-Lernens bietet sich deshalb als Bild für den Übergang von einer niedrigeren in eine höhere Bewusstseinsstufe an. In einer ganz besonders eigenwilligen Weise finden wir dieses Bild in einer Notiz der philosophischen Mystikerin Simone Weil, in der sie über Freude und Schmerz spricht: »Für den, der das Ziel erreicht hat, bestehen nun ferner zwischen den Dingen, den Geschehnissen keine größeren Unterschiede als der, den ein des Lesens Kundiger angesichts des nämlichen Satzes empfindet, welcher einmal mit roter, ein andermal mit blauer Tinte geschrieben, bald mit diesen bald mit jenen Lettern gedruckt ist. Wer des Lesens unkundig ist, sieht dort nichts als Unterschiede. Für den des Lesens Kundigen aber ist dies alles gleichwertig, weil es ja stets derselbe Satz ist. Wer seine Lehre beendet hat, für den sind alle Dinge und alle Geschehnisse überall und immer das Erklingen ein und desselben unendlichen sanften göttlichen Wortes. Das soll nicht heißen, dass er nicht leidet. Der Schmerz ist die Farbe gewisser Geschehnisse.«¹

Durch den Akt des Lesens in der Schicksalsschrift zeigt sich, dass Freude und Schmerz nur zwei verschiedene Erscheinungs- oder Ausdrucksformen ein und desselben Wesens oder Inhalts sind. Das ist eine mystische Erfahrung. In einer mystischen Erfahrung

An der Weggabelung von Gotteserkenntnis und Selbsterkenntnis

1 Simone Weil: *Die Gottesliebe und das Unglück*, in: *Zeugnis für das Gute*, hrsg. von Friedhelm Kemp, Freiburg 1976, S.26

vereinen sich Gegensätze, die für unser gewöhnliches Bewusstsein immer getrennt sind. Wir können die Schicksalsschrift zunächst nicht lesen. Wir haben sie nicht selbst geschrieben. Für Simone Weil ist »Gott« ihr Autor. Das Lesen-Lernen in der Schicksalsschrift ist eine Gotteserfahrung. Wer zu dieser Gotteserfahrung gelangt, der kann bejahen, was er zuvor verneinen musste: sein Leid. Schon Spinoza hatte eine ganz ähnliche Einsicht formuliert: »Sofern wir Gott als die Ursache der Traurigkeit erfassen, insofern empfinden wir Freude.«² Auch dieses Wort handelt nicht vom biblischen Gott, sondern vom Gott der Philosophen. Wer ist der Gott der Philosophen? Der Gott der Philosophen heißt auch: die Substanz, das Absolute, das Unendliche. Sein Wesen unterscheidet sich vom Wesen des Endlichen dadurch, dass in ihm alle Gegensätze enthalten sind, ohne sich auszuschließen. Der Bewusstseinsritt, den wir vollziehen müssen, um diesen Gott denken zu können, besteht darin, dass wir das sich Widersprechende denken lernen. Nikolaus Cusanus nannte seine Schlüsselerfahrung in der Gotteserkenntnis »coincidentia oppositorum«, das Zusammentreffen des Entgegengesetzten. Die beiden zitierten Worte Simone Weils und Spinozas variieren diese Schlüsselerfahrung mit Blick auf das Schicksal. Es geht ihnen also nicht um die einfache Behauptung, dass Gott der Autor des Schicksals ist, sondern um einen Bewusstseinsprung, der zu einer Gotteserfahrung führt, um die Erhebung des Bewusstseins auf das »Gottesniveau«, um die *Gotteserkenntnis*. Dennoch haben sie mit den einfachen erbaulichen Reden von der Hand Gottes, aus der wir unser Schicksal empfangen, gemeinsam, dass sie hart an den Rand des Abgrundes führen, den wir Fatalismus nennen. Wem hier schwindelig wird, wer in diesen Abgrund stürzt, der erübt nicht die Gotteserfahrung, sondern er verfällt der Resignation. Er gibt sich selbst als frei handelndes und sich selbst bestimmendes Wesen preis.

Der Weg, den Rudolf Steiner einschlägt, führt nun ganz offensichtlich in die entgegengesetzte Richtung. In dem Kapitel »Wiederverkörperung des Geistes und Schicksal« des Buches *Theosophie* will er beispielsweise zeigen, wie uns in unserem Schicksal die eigenen Taten eines vergangenen Erdenlebens wie eine Art objektiver Erinnerung entgegenkommen.³ So wie Platon in unserer Fähigkeit, Ideen zu bilden, eine uns selbst unbewußte Form der Erinnerung erkennt, die »Anamnesis«, die sogenannte »Wiedererinnerung« an eine vorgeburtliche Ideenschau, so erkennt Steiner

2 Spinoza: *Ethik*, Teil V, Folgesatz zum 18. Lehrsatz

3 Frank Teichmann hat dies in seinem Aufsatz *Schicksalsverständnis und die Entwicklung zum freien Geist* (DIE DREI 12/03) näher untersucht. Den Nachklang unserer in die Welt hineinwirkenden Taten bezeichnet er dort als »Gemächtnis« und stellt es dem »Gedächtnis« gegenüber, in dem die in unser Inneres aufgenommene Welt nachklingt.

in den anscheinend passiv erlittenen Widerfahrnissen des Schicksals eine uns ebenfalls unbewußte »Erinnerung« an die Wirkungen, die in vergangenen Erdenleben von uns selbst ausgegangen sind. Damit wären wir nicht nur der Autor unserer Lebensgeschichte in einem weiten Sinne, sondern auch im besonderen der Autor unseres Schicksals. Und die Schicksalsschrift unseres Lebens lesen lernen bedeutet dann, dass wir in dem Fremden, in dem, was uns von außen entgegenkommt, uns selbst wiedererkennen. Lesen lernen heißt dann, in eine gesteigerte Form der *Selbsterkenntnis* einzutreten.

Über der Kompassnadel, die in diese Himmelsrichtung weist, steht der alte lateinische Sinnspruch »Quilibet fortunae suae faber est« – Jeder ist der Urheber seines eigenen Schicksals. Antike Weisheitslehren sind schon in diese Richtung gegangen, aber ohne dabei wirklich zu einer höheren Form der Selbsterkenntnis vorzudringen, denn sie haben einen großen Bogen um den Reinkarnationsgedanken gemacht. Freilich trägt uns der Reinkarnationsgedanke nicht zwangsläufig auf dieses Niveau. So wie Spinoza und Simone Weil auf ihrer Wegesrichtung unweigerlich an den Abgrund des Fatalismus gelangen, gelangen wir auch auf dieser entgegengesetzten Himmelsrichtung unvermeidlich an einen Abgrund. Der Abgrund, der uns hier begegnet, heißt Selbstvermessenseit und Rationalismus: Selbstvermessenseit, insofern wir uns hierbei womöglich das zurechnen, was uns schicksalsmäßig geschenkt wurde und Rationalismus, insofern wir glauben, es ließe sich das Leben im vorhinein planen und diesem Plan gemäß verwirklichen, oder als ließe sich gar von den Schicksalsgeschehnissen ein Rückschluß auf das Tatenfeld des letzten Erdenleben ziehen. Aber wir dürfen in beiden Fällen den Weg nicht mit dem Abgrund verwechseln, an dem er entlang führt. In der einen Himmelsrichtung geht es um *Gotteserkenntnis*, in der anderen um *Selbsterkenntnis*. Hier ist die Schicksalsschrift eine Gottesspur, dort verweist sie auf den Menschen selbst. Wie verhalten sich die beiden Wege zueinander?

Wenn wir jetzt zunächst in die Richtung der Selbsterkenntnis gehen, dann gelangen wir an eine Ortschaft, die den Namen »Individualität« trägt. Sich selbst zu erkennen heißt nicht, sich als Exemplar der Gattung Menschheit zu erkennen, sondern als Individualität. Als geistiges Wesen, so sagt Rudolf Steiner in der Theosophie, ist jeder einzelne Mensch seine eigene Gattung. Was

**Die wirkliche Natur
des Ich und der Weg
durch den Abgrund
des Todes**

heißt das? Dass jeder Mensch eine Gattung für sich ist, das besagt, dass das wahrhaft Individuelle jedes einzelnen Menschen sich von dem Besonderen aller anderen Menschen so unterscheidet, wie sich eine Tierart von einer anderen unterscheidet. Drastisch gesprochen: Der eine Mensch unterscheidet sich vom anderen nicht wie eine Giraffe von einer anderen, sondern wie eine Giraffe von einem Elefanten. Oder genauso drastisch: In der Individualität eines Menschen begegnet uns eine »platonische Idee«, die vom Ideenhimmel auf die feste Erde gefallen ist. Dass der einzelne Mensch in seiner Individualität eine Gattungswesenheit ist, wurde in der Scholastik von Duns Scotus vertreten. Weil sich diese Auffassung aber nur schwer mit der aristotelischen Philosophie vereinbaren ließ, behielt Thomas von Aquin diesen Rang den Engeln vor. Und für Steiner geht diese »platonisch-idealistische« Wahrheit jetzt aber ausgerechnet aus einer Einsicht in das Wesen einer Zeitgestalt hervor, nämlich aus der irdischen menschlichen Biografie.⁴

So wie wir die Entstehung einer artspezifischen Leibesgestalt nicht einfach aus der Umwelt erklären können, sondern den Erbstrom brauchen, in dem sich die Gattung manifestiert, so brauchen wir auch zum Verständnis der geistigen Gestalt eines jeden Menschen einen solchen »Erbstrom«, jetzt aber einen geistigen. Er macht uns die besonderen Fähigkeiten und Anlagen verständlich, die der einzelne Mensch mitbringt. Auch er verbindet uns mit einem »Vorfahren«. *Dieser Vorfahre sind wir selbst.* Dennoch ist der Weg, den der geistige Erbstrom von ihm zu uns zurücklegen muss, nicht kürzer, sondern länger, als es der Weg von einem leiblichen Vorfahren zu seinem Nachfahren ist. Es ist sogar der längste überhaupt nur denkbare Weg. Anders als der physische Erbstrom muß diese Verbindung nämlich durch einen Abgrund hindurch geknüpft werden. Der »Abgrund«, der zwischen dem einen und dem anderen Erdenleben liegt, ist das Dasein zwischen Tod und neuer Geburt. Es ist deshalb ein »Abgrund«, weil wir in ihm den festen Grund des Irdischen verlassen, die Welt, in der alles durch Mittelpunkte getragen wird. Wir leben dann nicht nur *in* einer sphärischen Welt, sondern *sind* selbst diese sphärische Welt. Alles hat sich »umgestülpt«: das Innen ist zum Außen geworden und umgekehrt. Darüberhinaus ist dieses Dasein aber für unsere irdische Perspektive auch deshalb ein »Abgrund«, weil es sich wie ein tiefer Graben zwischen den Stationen unserer verschiedenen irdischen Leben auftut. Nicht nur das

Vergessen markiert diese Abgründigkeit, sondern auch die Tatsache, dass sich auf dem Weg vom Tod zur neuen Geburt die Gegensätze verwandeln: das Innere wird zum Äußeren, die Willenskraft wird zur Vorstellungskraft, die Freiheit wird zur Notwendigkeit, das Moralische wird zum Natürlichen, das Gliedmaßenwesen unseres Leibes wird zum Kopfeswesen, und womöglich verkehrt sich unser Geschlecht. Anders als der Abgrund des Fatalismus und anders auch als der der Vermessenheit stellt uns der Abgrund des Todes jetzt nicht die Aufgabe, uns vor dem Sturz in ihn zu bewahren, sondern die, uns in unserer Natur als den verstehen zu lernen, der immer schon durch ihn hindurchgegangen ist.

So wie es bei der Gotteserkenntnis Simone Weils und Spinozas um die Einsicht in ein Zusammenfallen von Gegensätzen geht, die in unserem gewöhnlichen Verstandesdenken immer auseinander treten müssen, so geht es bei der Selbsterkenntnis vor dem Hintergrund des Reinkarnationsgedankens um die Einsicht in die Zusammengehörigkeit zweier irdischer Menschengestalten, die durch den Abgrund des Todes auseinander gehalten sind. Und so wie es bei Simone Weil und Spinoza um die Erhebung des Bewusstseins auf das »Gottesniveau« geht, so geht es auch jetzt um eine Erhebung des Bewusstseins, und zwar auf das Niveau der wirklichen Selbsterkenntnis. Und mit diesem *Niveau* ist jetzt keine besondere psychologische Selbsterkenntnis gemeint – die kann auf ihm dann gewonnen werden; mit diesem Niveau ist jetzt die grundlegende Qualität einer Erkenntnis gemeint, die es vermag, »die wirkliche Natur des Ich zu enthüllen«. In der *Geheimwissenschaft* bestimmt Rudolf Steiner mit dieser Formulierung die Erkenntnisfähigkeit der Bewusstseinsseele.⁵

Wenn ich sage: »Ich habe mich nach reiflicher Überlegung für eine Handwerkslehre entschieden« und anschließend: »Ich habe mir mein Schicksal selbst bereitet«, dann besagt das Wörtchen »ich« in den beiden Sätzen nicht schlechterdings dasselbe. Die durch reife Überlegung getroffene Entscheidung fällt im Leben zwischen Geburt und Tod. Die Schicksalsereignisse, die mich in diesem Leben treffen, sind schon früher »entschieden« worden. Und wo ich ihnen in diesem Leben die Weichen stelle, auf denen sie hereintreten können, da geschieht es ohne »reifliche Überlegung«, oder die Folgen meiner Entscheidung widerlegen gar meine Erwartung und meine Planung. *Die wirkliche Natur des Ich in dem von uns jetzt bestimmten Sinn verbirgt sich zunächst in dem*

4 »Wer über das Wesen der Biografie nachdenkt, der wird gewahr, dass in geistiger Beziehung *jeder Mensch eine Gattung für sich ist.*« Rudolf Steiner in: *Theosophie*, GA 9, Dornach 2002, S.71
5 GA 13, Dornach 1989, S. 69

6 F.W.J. Schelling: *Schriften von 1799-1801: System des transzendentalen Idealismus*, Darmstadt 1982, S. 594.

Rätsel der Beziehung zwischen dem Subjekt der planenden Lebensentscheidungen und dem Subjekt der eigentlichen Schicksalsgestaltung. Das Bewusstsein, mit dem wir die Schicksalsgestaltung verstehen lernen wollen, muss sich auch als Subjekt einer unbewußten Gestaltung kennen lernen. Und es muss dem Gegensatz von Notwendigkeit und Freiheit zuvorkommen. Weil das Bewusstsein unseres Hervorbringens zunächst nur an die mit unserem Handeln erscheinenden Absichten geknüpft ist, bedeutet das, dass wir uns als Subjekt einer Handlung erfahren lernen müssen, deren Ergebnis wir gerade nicht als Absicht ins Auge gefaßt haben. Das Ich als Urheber des Schicksals zu verstehen beinhaltet deshalb für den Philosophen F.W.J. Schelling:

»durch die Freiheit selbst und indem ich frei zu handeln glaube, soll bewußtlos, d.h. ohne mein Zuthun, entstehen, was ich nicht beabsichtigte; oder anders ausgedrückt: der bewußten, also jener freibestimmenden Thätigkeit, [...], soll eine bewußtlose entgegenstehen, durch welche der uneingeschränktesten Äußerung der Freiheit unerachtet etwas ganz unwillkürlich, und vielleicht selbst wider den Willen des Handelnden entsteht, was er selbst durch sein Wollen nie hätte realisieren können.«⁶

Um uns nun einem möglichst konkreten Verständnis von der wirklichen Natur des Ich, das unser bewusstes und unbewusstes Handeln umfasst, weiter anzunähern, wenden wir uns jetzt einer Erzählung zu.

Die drei Schmiede ihres Schicksals

In Adalbert Stifters Erzählung *Die drei Schmiede ihres Schicksals* streitet eine »Gesellschaft lustiger Männer« über die Richtigkeit des Spruches: »Jeder ist der Urheber seines eigenen Schicksals«. Stifter präsentiert die Geschichte von den beiden reichen, aber elternlosen Jugendfreunden Erwin und Leander als den Einwurf eines »schalkhaften« Mannes in diesem Disput. Erwin und Leander, das sind die beiden Protagonisten der Binnenerzählung, haben sich unter der Erziehung eines jeweils teilnahmslosen Vormundes gemeinsam in der Lektüre der antiken Klassiker eine abgeschlossene eigene Welt geschaffen und versuchen, das Herrsein über das Schicksal unerbittlich konsequent zu praktizieren. Die beiden Freunde, die im Mittelpunkt der Erzählung stehen, kapseln sich in der Jugend von ihrer Umgebung ab und versteigen sich gemeinsam in eine offensichtlich krankhafte und schlecht verstandene Idee von der Wiedererneuerung antiken Geistes. Sie leben trotz Reichtum »spartanisch«, entsagen den Frauen, dem

Alkohol- und Fleischgenuß und allen anderen Freuden, als denen der körperlichen und geistigen Ertüchtigung. Ihr Ideal ist die völlige Emanzipation vom Zufall durch konsequente Lebensplanung. Nach dem Erreichen der Volljährigkeit trennen sie sich. Sie haben verabredet, keine Korrespondenz miteinander zu führen. Erwin regelt alle seine Angelegenheiten ebenso unerbittlich wie streng rational. Schließlich plant er in Texas eine Niederlassung nach antikem Muster zu gründen. Auf dem Weg zum Überseehafen trifft ihn als unvorhergesehener Zufall eine Nachricht seines Jugendfreundes Leander, der ihn – offensichtlich von dem gemeinsamen Gelübde der Ehelosigkeit abgefallen – zu seiner Hochzeit einlädt. Obwohl es Erwin äußerst widerstrebt, von seinem vorgefassten Plan abzuweichen, entschließt er sich, die nun »zufällig« auch gar nicht weit von ihm versammelte Hochzeitsgesellschaft zu besuchen. So erscheint er auf dem Schloss seines Freundes in seinem asketisch grauen Rock als griesgrämiger Sonderling unter den freudig gestimmten Festgästen. Leander will Erwin sogleich im Park den Ort zeigen, an dem sich der »liebe Zufall« ereignete, der ihn mit seiner Braut zusammenbrachte, und wird von Erwin über diese Art, den Zufall zu loben, heftig gerügt. Er entgegnet daraufhin, er wolle Erwin lehren, dass es den Zufall gibt, und dass nur der wirklich weise ist, der ihn zu »beherrschen« vermag. Was aber versteht er wohl unter der Beherrschung des Zufalls?

Er zeigt seinem Freund vom Balkon aus eine Reihe von unverheirateten Frauen im Park, darunter die Gräfin Rosalie Steinheim, »eine Schmiedin ihres Schicksales, wie wir es einst waren«. Und er fährt fort: »Unsere jungen Herren würden lieber ein glühendes Eisen anrühren, als diese Dame, so stolz ist sie. Sie bleibt unvermählt, weil sie keinem Zufalle, das heißt keinem Manne, preisgegeben sein will«. Nun ergibt sich zunächst der ganz banale weitere Zufall, dass im Schloss nur noch ein einziges Zimmer unbelegt ist, und zwar das, in dem »die weiße Frau« umgeht. Erwin willigt dennoch ohne Bedenken ein, dort zu übernachten. Das Zimmer ist überheizt und er öffnet vorm Schlafengehen weit die Fenster in die helle Vollmondnacht hinaus. Als er dann Stunden später erwacht, befindet sich zu seiner maßlosen Überraschung eine schlafende Frauengestalt in seinem Bett und drückt ihn eng an die Zimmerwand. Beim Versuch, über sie hinweg aus dem Bett zu steigen, weckt er sie. Es stellt sich heraus, daß sie kein Gespenst, sondern die ihm von seinem Freund gewiesene stolze Gräfin von